

Beilage

zu den

Nachrichten für die D. A. B. Calw und Neuenbürg.

Nro. 60.

Epistel an die modernen Heuchler.

Ihr schmäht die Welt und tauchet euren Pinsel
In Farben ein, die grauenvoll und grell,
Die schöne Welt mit ihren tausend Freuden,
Die ewig fort entströmen ihrem Quell.

Wer nicht wie Ihr die Augen erdwärts richtet,
Und Zehnten nicht von Stroh und Kummel gibt,
Nicht ängstlich schleicht, daß er den Wurm nicht
trete,

Der hat, Ihr sagt, die Gottheit tief betrübt.

Wie kann ich mehr den weisen Geist verehren,
Der für uns schuf die himmlisch schöne Welt,
Als wenn mit Lieb' ich alles das umfasse,
Was mit so großer Allmacht er erhält?!

Wie kann ich mehr den guten Vater lieben,
Als wenn ich das, was seine Milde deut,
Mit frohem Sinn, mit heiter'm Muth genieße:
Wenn sich mein Herz ob seiner Liebe freut?!

Ihr haßt die Welt, Ihr haßt auch den Himmel,
Ihr liebt auch Gott, den Freudengeber, nicht!
Ihr liebt nicht euch, Ihr wisset nichts von Liebe,
Ihr kennet nicht des Menschen erste Pflicht!

Ihr nehmt nicht Theil am Frohsinn Eurer Brü-
der,

Ihr senkt das Haupt tief auf die leere Brust. —
Wie sollt ihr auch! Hegt ihr ja selbst die Lehre:
„Zur Qual schuf uns der Herr und nicht zur
Lust!“ —

Was kimmert Euch, wenn Euer Bruder jam-
mert,

Wenn Unglück ihn mit arger Folter quält? —
Ihr kreuzigt Euch, und sprecht mit tück'scher
Salbung:

„Auf seinem Haupt ist jedes Haar gezählt.“

Was scheert es Euch, wenn Sturm und Hagel-
wetter

Die schöne Saat des Landmanns niederdrückt?
Ihr helft ihm nicht! Ihr sprecht mit Gleisnerbli-
cken:

„In weiser Absicht hat's der Herr geschickt!“

Nicht Christus habt zum Vorbild Ihr erkoren,
Der haßte selbst den Hochverräter nicht!
Und „Herr Verzeih!“ im Uebermaaß der Schmer-
zen,

Er noch am Kreuz für seine Mörder spricht.

Hat er nicht selbst bei seinem Erdenwallen
Die Freundespflicht im strengsten Sinn geübt?
Sein Herz war fromm, sein Geist von Lieb durch-
drungen,

Const hätte er die Kleinen nicht geliebt.

Stets war er mild im Kreise froher Menschen,
Und weilte gern beim hochzeitlichen Mahl —
Selbst jene Hütt' des armen Samariten
Erglänzte einst in seinem Heil'genstrahl.

Ihn bannten nicht gebot'ne Ruhetage,
Konnt' retten er den Bruder aus der Noth —
Und hieß er nicht so Manchen weiter gehen,
Der ohne ihn — erlag dem bangen Tod?!

War wohl der Tod des Himmlischen, das Schut-
dig

Der Pharisä'r, nach Eurem Sinn gerecht?

Und war's nicht Lieb', die ihn zum Kreuze führte,
Nicht heil'ge Lieb' fürs menschliche Geschlecht?

Er trank den Kelch, gefüllt mit blut'gen Thrä-
nen,

Mit bitterm Gist, bis auf die Hefe aus. —
Und dennoch kehrt — den Segen auf den Lippen,
Das fromme Lamm zurück in's Vaterhaus!

B—.

Der Namenstag auf St. Helena.

Zags vor der Schlacht bei Waterloo war ein englischer Infanterie-Capitän, Namens Elphinstone, bei Ligny schwer verwundet und von einigen berittenen Jägern der alten Garde zum Gefangenen gemacht worden. Diese führten ihn nach St. Amand ins Hauptquartier. Unterwegs begegnete ihnen Napoleon.

Wer ist der Offizier? fragte er die Jäger.

Sire, es ist ein Engländer, antwortete ein Brigadier.

Napoleon näherte sich der Eskorte; der Gefangene dauerte ihn, denn er schien durch den Blutverlust bedeuten geschwächt.

Man führe ihn, sprach der Kaiser, ins Lazareth der Garde. Mein Herr, fuhr er fort, sich an einen Sanitäts-offizier von seinem Generalstab wendend, begleiten Sie diesen Offizier und tragen Sie für schnellen Verband seiner Wunden Sorge: sodann erstatten Sie mir Bericht über seinen Zustand. Wenige Augenblicke später schickte er dem Verwundeten einen silbernen Becher mit Wein aus seinem eigenen Flaschenkeller.

Capitän Elphinstone gehörte einer der ersten englischen Familien an: Lord Keith war sein Oheim, und einer seiner Brüder verwaltete in Indien ein wichtiges Amt im Dienste der Kompagnie. Da die Familie Elphinstone erfuhr, wie großmüthig Napoleon den Capitän behandelt hatte, war sie von Dankbarkeit durchdrungen und suchte eifrig jede Gelegenheit, ihm dieselbe zu bezeugen. Als daher gegen Ende Juli 1815 der „Bellerophon“ mit dem gefangenen Kaiser an Bord im Angesicht der englischen

Küste erschien, wußte Lord Keith nichts Aun-gelegeneres, als ihm das Gefühl seines Dankes ausdrücken zu lassen und in Erwie-derung dessen, was er auf dem Schlachtfel-de an seinem Neffen gethan, ihm seine Dien-ste anzubieten. Später ließ Sir Elphinstone, der Bruder des Capitäns, da er erfuhr, daß des Kaisers einziger Zeitvertreib auf St. Helena das Schachspiel sei, von chinesischen Künstlern ein prachtvolles Schachbrett nebst zwei ausgezeichnet schönen Arbeitskörbchen und einer Markenschachtel, Alles in ge-schnitztem Elfenbein und von bewundernswür-diger Arbeit gefertigten. Diese Gegenstän-de kamen zu Anfang August des folgenden Jahres direkt von Canton in St. Helena an, begleitet von einem Schreiben Sir El-phinstones an den Gouverneur, worin es hieß: Dieses Geschenk ist auf meinen Be-fehl für die Person, deren Namenszug es trägt, gefertigt worden, als ein Beweis der Dankbarkeit, welche ich für den erhabenen Gefangenen, der aus Menschlichkeit und Großmuth meinem geliebten Bruder das Le-ben rettete, stets hegen werde.

Hudson Lowe, der Gouverneure, war bei Empfang dieses Schreibens in großer Ver-legenheit. Dem strengen Inhalte seiner In-struktionen nach mußte Alles, was unter der Adresse des Kaisers ankam, vorher dem englischen Ministerium vorgelegt werden: da er indeß auch eine Art willkürliche Gewalt hatte, von der er im Nothfalle Gebrauch machen konnte, entschloß er sich, dieses eine Mal dem Kaiser die Gegenstände zukommen zu lassen, und schrieb an den Grafen Ber-trand nach Longwood, sie stünden zu seiner Verfügung. In der Zwischenzeit ließ aber Hudson Lowe die Kiste öffnen, und erblick-te da zu seinem großen Erstaunen auf jeder Schachfigur so wie auf den Marken ein N mit der kaiserlichen Krone darüber eingra-virt. Diese Hindeutung auf eine für immer erloschene Gewalt, diese Unmerkennung eines Rechts, welches die englische Regierung an-zuerkennen sich hartnäckig weigerte, schien ihm im Widerspruch mit seinem früheren Benehmen: er beschloß daher, das aufrüh-rerische Geschenk solle nicht übersandt wer-den, wenn Napoleon nicht einwilligen woll-

te, daß das N und die Kaiserkrone ausge-
tilgt würden, und als Gentilini, der Die-
ner des Kaisers, das Schachbrett im Plan-
tations-House abholen wollte, übergab ihm
der Gouverneur nichts als ein Schreiben an
den Grafen Bertrand, worunter er unter
Anderem erklärte; „Da ich einmal verspro-
chen habe, das von Canton angekommene
Geschenk nach Longwood zu senden, so wil-
lige ich ein, es morgen dahin verabsolgen
zu lassen, jedoch unter gewissen Bedingun-
gen, deren Kundgebung ich mir vorbehalte.
Indessen wünsche ich, daß der General Bo-
naparte wisse, wie ich bei dieser Gelegen-
heit, bloß um ihm etwas zu Gefallen zu
thun, meine Instruktionen überschritten ha-
be. Uebermorgen werde ich übrigens dem
General selbst den Grund meines Beneh-
mens und meiner Beschränkungen in dieser
Sache auseinandersetzen.“

Nachdem der Kaiser von diesem Briefe
Kenntniß genommen, zog er die Achseln in
die Höhe, und sprach in Gegenwart der
Herrn von Montholon und Las Cases, die
er zur Mittagstafel geladen hatte, zu dem
Großmarschall:

„Ist denn die Uebersendung eines Schach-
bretts ein Staatsgeschäft? Besorgt dieser
Mensch vielleicht, ich möchte allen Königen
der Christenheit Schach bieten? Oder meint
er gar, weil mein Namenszug auf dem
Spielzeug eingravirt ist, man werde ihn be-
schuldigen, daß er einen neuen zwanzigsten
März zu meinen Gunsten proclamire? Der
arme Mensch! er will mit Gewalt mir den
Rang eines Kaisers nicht zugestehen; er
macht mir diesen Titel streitig, als ob er
nicht unauslöschlich wäre. In wenig Jah-
ren werden er und die Andern im Staube
der Vergessenheit begraben liegen, oder
wenn man ihre Namen auch nennt, so wird
es nur geschoben, um die unwürdige Be-
handlung in Erinnerung zu bringen, die
mir von ihnen zu Theil geworden; während
mein Name dauern wird als Zierde in der
Geschichte, als ein Gestirn, das die civili-
sirten Völker leiten wird: nichts wird die
Verleumdung mehr wider mich vermögen,
weil früh oder spät die Wahrheit die Trug-
bilder der Lüge durchbricht; sie glänzet wie

die Sonne, weil auch sie wie jene unver-
gänglich ist. So mög' er denn kommen,
der Herr Hudson Lowe, und mir seine Be-
denklichkeiten mittheilen, auch ich werde ihm
Alles sagen, was ich auf dem Herzen ha-
be.“

Bei diesen Worten war der Kaiser all-
mählig in Affect gerathen, so daß am
Schlusse derselben sein Angesicht, wider sei-
ne Natur, lebhaft gefärbt erschien. Der Groß-
marschall machte ihm dieß auf eine schonen-
de Art bemerklich.

„Ah bah, antwortete er, in einem Augen-
blick denk' ich nicht mehr daran; aber mei-
ne Herren, fügte er mit einem erzwungenen
Lächeln bei, da Marchand uns noch nicht
gerufen hat, wollen wir uns ein bischen im
Garten ergehen: davon werde ich Ruhe und
Sie guten Appetit bekommen.“

Während des Mittagessens, bei dem es
traurig hergieng, machte der Großmarschall
die Bemerkung, es wäre heute der Tag vor
dem 15. August.

„Daran dachte ich wahrlich nicht, sprach
der Kaiser. Morgen werden in Europa viele
Gesundheiten auf St. Helena ausgebracht
werden, und was auch mein Herr Bruder,
S. M. der König Georg IV., und die An-
dern thun mögen, sie werden nicht verhin-
dern können, daß einige Wünsche über den
Ocean hinübergelangen.“

(Fortsetzung folgt.)

GedankenAusstellung.

Mensch.

Der Mensch ist auf Erden das einzige
vernünftige Geschöpf und zugleich das ein-
zige, welches die traurige Fähigkeit besitzt,
ein Thor zu sein.

Der Mensch ist der große Gedankenstrich
im Buche der Natur.

Der Mensch — sagte Plato — gleicht
einem Wagen, vor welchen ein wildes, und
ein stetiges Pferd gespannt sind, die beide
von einem Kutscher regiert werden. Die Bes-
gierden sind — das wilde Pferd; die ver-
abscheuenden Leidenschaften — das stetige;
der Kutscher ist — die Vernunft.

Der Mensch vereinigt eine ganze Welt in sich, und Einer ist dem Andern zu einer Schaubühne groß genug.

Der Mensch ist, so wie er aus der Hand des Schöpfers kommt, in der That das gutmüthigste Geschöpf: alle seine ursprünglichen Anlagen, Fähigkeiten und Triebe sind in ihren Quellen rein, und mit keinem moralischen Bösen vermischt. Er will das Böse nicht, um des Bösen willen; sondern, wenn er es will, so geschieht es, theils aus Unwissenheit und Kurzsichtigkeit, indem er Das, was Böse ist, für etwas Gutes ansieht, weil er die Folgen davon verkennt; theils aus Gedankenlosigkeit und Uebereilung, indem der Strom des Schicksals ihn zu Handlungen fortreißt, bevor er Zeit hatte, zu überlegen, ob Das was er thun wollte, gut, oder böse wäre; — theils aus Verwöhnung, indem er in den Jahren der Kindheit und der Jugend, also bevor er denken und überlegen konnte, gewisse Handlungsweisen annahm, die er nachher, wenn er ihre Schädlichkeit erkennt, wieder abzulegen sich äusserst bemüht.

Der Mensch strebt nur nach eigenem Wohlseyn und Vergnügen, und könnte er diese Absicht, seiner jedesmahligen Einsicht nach, durch Beglückung Anderer erreichen, so würde man ihn bereit sehen, Alles um sich her zu beseeligen und Niemanden zu kränken. Daß er das letztere dennoch häufig thut, daß er oft nicht erröthet, sein eigenes Vergnügen auf Anderer Mißvergnügen, seine eigene Glückseligkeit auf die Ruinen des Wohlseins anderer Wesen zu gründen: das kommt nicht daher, weil das Kränken, Quälen und Martern ihm Vergnügen macht sondern lediglich daher, weil er seinen Zweck — den zu genießen — nicht anders erreichen zu können glaubt; also daher, weil er oft zu kurzsichtig und zu dumm ist, um einsehen zu können, daß sein Privatwohl mit der allgemeinen Glückseligkeit durch unzerreißbare Bande zusammenhängt, und daß jeder für sein eigenes, wahres, dauerhaftes Vergnügen in eben dem Maasse sorgt, in welchem er das Vergnügen und das Wohlseyn Anderer zu befördern sucht.

Es gibt unter den Menschen hienieden weder Engel, noch Teufel — sondern bei jedem ohne Ausnahme findet sich eine Vermischung von Licht und Schatten, von Realität und Mangel, von guten und schlechten Eigenschaften, und der ganze Unterschied zwischen ihnen besteht nur in dem Mehr, oder Weniger auf der einen oder andern Seite. Auch die tugendhaftesten und edelsten Menschen haben ihre Schwächen, und das ärgste menschliche Ungeheuer ist nicht ohne alle guten Eigenschaften.

Die Menschen gleichen den Ameisen. Kaum hat ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, oder ein anderer Unfall ihren Ameisenhaufen zerstört, so legen sie ihn von Neuem dort an.

Die Menschen sind selten schlechter, als ihr Ruf, oft aber besser.

Logogryph und Akrostichon.

Sieh' die Lettern 12342; wen nennen sie?
Einen Mann von edlen Sinne und Genie.
Und wer nur seine Schriften kennt,
Muß fühlen, wie sein Herz ihm brennt
Ein Herz, voll Liebe für das Schöne
Miniglich erfüllte 4312 seine Seele
Und erzog in ihm ein edles Herz,
Sanfter Regung fähig, das nur Hohes wähle,
Ewig aber schmähe leeren Scherz.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 58.
Keh. Ebre. Ehe.

Redakteur: Gustav Rivinius.

Druck und Verlag der Rivininschen Buchdruckerei
in Calw.